

Aufmerksamkeitsentwicklung und „sharing of attention“ zwischen Selbst- und Fremdkontrolle

Martin Hildebrand-Nilshon und Falk Seeger

Vygotskij's Metapher von den zwei Linien aufgreifend und reinterprezierend stellt der Beitrag die Entwicklung der Aufmerksamkeit in der frühen Kindheit in den Vordergrund. Dabei wird deutlich, dass eine Reihe von theoretisch ganz unterschiedlich orientierten Autoren aus dem Bereich der Entwicklungspsychologie darin übereinstimmt, dass im ersten Lebensjahr vor allem die Qualität des Feedbacks der Bezugspersonen, d.h. normalerweise der Mutter, auf die emotionalen Äußerungen des Kindes bei der Herausbildung der Fähigkeit zur Interpretation und Steuerung der gemeinsamen Aufmerksamkeitsausrichtung eine zentrale Rolle spielt. Diese Entwicklung der Aufmerksamkeit auf der Ebene der Ontogenese wird in Beziehung gesetzt zu Versuchen der Aufmerksamkeitssteuerung auf der gesellschaftlichen Ebene, und zwar am Beispiel medialer Versuche, die Aufmerksamkeit der Heranwachsenden so zu beeinflussen, dass schon frühzeitig die Weichen zur kommerziellen Nutzung gestellt (und familiäre oder andere nichtkommerzielle Entwicklungsdimensionen reduziert) werden.

Unsere Überlegungen zur Aufmerksamkeitsentwicklung haben ihren Ausgang genommen bei der Frage nach den zwei Linien der Entwicklung, der natürlichen und der kulturellen, wie sie von Vygotskij als Problem dargestellt worden ist (siehe Vygotskij 1992, S. 61-62). Wir hatten in früheren Beiträgen zum Thema (z.B. Hildebrand-Nilshon & Seeger 2006, Seeger & Hildebrand-Nilshon 2011) die Begriffe Natur und Kultur benutzt, häufig wird von den Linien der genetischen Prädisposition und des sozial vermittelten Lernens gesprochen. Beim späten Vygotskij ist schon davon die Rede, dass beide Linien nicht getrennt werden könnten. Vermutlich hat Vygotskij im Laufe seiner letzten Lebensjahre die Metapher von den zwei Linien selbst für obsolet gehalten. Es findet sich deshalb in der Literatur, auch in unseren Texten, so eine Art „Verschmelzungsmodell“, als würden die Linien sehr früh miteinander verschmelzen und deshalb untrennbar werden.

Wir meinen, dass auch hinter diesem abgeschwächten Zwei-Linien-Modell ein Denkfehler steckt, der vermieden werden kann. Der Denkfehler besteht darin, dass sich hinter den Metaphern des Sich-Aufeinander-Zu-Bewegens, des Sich-Überlagerns oder des Miteinander-Verschmelzens ein falsches Verständnis des Verhältnisses von genetischer Prädisposition und (sozialem) Lernen verbirgt, das sich im Übrigen auch in vielen aktuellen Debatten zur neurokognitiven Psychologie und zum Verhältnis von Gehirn und Geist wiederfindet. Die Basis des Denkfehlers besteht in der Meinung, man könne bei der Erklärung von Entwicklung die Genexpressionsprozesse auf unterschiedlichen Niveaus – von der Eizelle bis zum Kleinkind – vom Kontext, in dem sie stattfinden, und vom Einfluss dieses Kontextes auf den Entwicklungsprozess trennen. Es gibt nämlich keinen linearen, deterministischen Entwicklungsprozess der vom Gen zum Umwelteinfluss verläuft. Dies geht auf der Zellebene so wenig wie auf der Ebene prä-, peri- oder postnataler Entwicklungsprozesse des ganzen Organismus oder einzelner seiner Organe. Auf das dazu passende genetische Modell von Gottlieb (vgl. z.B. Gottlieb, Wahlsten & Lickliter 1998) oder die aktuellen Debatten zur Epigenetik (vgl. z.B. Bauer 2008) wollen wir hier nur verweisen, uns interessiert die psychologische Dimension.

Piaget hat schon in den 30er Jahren versucht, den o.g. Fehler zu vermeiden, hier ein einschlägiges Zitat aus seinen Fallstudien zur Entwicklung der sensorischen Intelligenz seiner drei Kinder:

„Die physiologische Erbmasse des Organismus liefert einen vollständig organisierten und erblich angelegten Mechanismus. Dieser Mechanismus ist virtuell angepasst, hat aber noch nie funktioniert. Die Psychologie beginnt mit der Betätigung dieses Mechanismus.

Der Reflex als vererbter Mechanismus stellt in gewissem Sinn eine das Individuum überdauernde Berücksichtigung der Erfahrung dar. Wie diese Erfahrung in Erbmechanismen verankert ist, das ist ein biologisches Problem, von dem wir schon gesprochen haben und das vom Psychologen, mag es ihn auch noch so sehr interessieren, mit seinen eigenen Methoden nicht gelöst werden kann. Wenn der vererbte Saugreflex aber betätigt und geübt wird, setzt eine Art von Lernen ein. Dieses Lernen setzt außer der Erbanlage eine individuelle Berücksichtigung der Erfahrung voraus. Diese Grundtatsache erlaubt uns, ein solches Verhalten dem psychologischen Bereich einzuordnen, während ein einfacher

Reflex, der diesem Bedürfnis nach Übung und Lernen in Funktion der Umwelt (so z.B. das Niesen) nicht nachkommt, für uns ohne Interesse ist.....

Die Gewohnheit z.B., die einen ein, zwei oder drei Monate alten Säugling angesichts eines Gegenstandes den Mund öffnen lässt, setzt eine gedächtnismäßige Fixierung voraus. Ein taktilomotorisches Verhaltensschema, das sich auf diesen Gegenstand bezieht, wurde ausgebildet, und dieses Verhaltensschema erklärt für sich allein die Einförmigkeit dieser Reaktion. In gleicher Weise impliziert das Lernen einer intellektuellen Operation (z.B. des Zählens) die Erinnerung an die Gegenstände oder an die Erfahrungen im Umgang mit diesen Gegenständen. In beiden Fällen wird also etwas behalten, was außerhalb des ursprünglichen Mechanismus des betreffenden Aktes liegt. Im Gegensatz dazu behält das Kind, das zu saugen beginnt, nichts von dem, was nicht mit dem Saugakt selbst zusammenhängt. Es bewahrt ohne Zweifel weder von den Gegenständen noch von den sensorischen Eindrücken, auf die sich seine sukzessiven Versuche bezogen haben, irgendeine Spur. Es registriert ganz einfach die Reihe dieser Versuche als reine sich gegenseitig konditionierende Handlungen. Wenn es die Brustwarze wiedererkennt, handelt es sich dabei nicht um das Wiedererkennen eines Dinges oder eines Bildes, sondern um die Assimilation eines sensomotorischen Verhaltenskomplexes an einen anderen. Das Erlernen dieses Saugaktes setzt natürlich Umwelt und Erfahrung voraus, da ja keine Funktionsübung ohne Berührung mit der Umwelt möglich ist. Aber es handelt sich dabei um einen Lernvorgang besonderer Art, in gewissem Sinne um einen autodidaktischen Vorgang und nicht um einen eigentlichen Erwerb. Einerseits übersteigen also diese ersten psychologischen Verhaltensweisen die rein physiologische Ebene – wie die individuelle Betätigung eines vererbten Mechanismus über die Erbanlage hinausgeht –, andererseits hängen sie im höchsten Grade von ihr ab (Piaget 1975, S. 49 ff., Original 1936).

Der Greifreflex wird also nicht erst durch diverse Zirkulärreaktionen in ein kognitives Schema transformiert, sondern seine verhaltensmäßige Konstitution *führt zum* psychologischen oder kognitiven Schema bzw. *ist das Schema*, das durch die dann folgenden Zirkulärreaktionen nur erfahrungsbezogen in weiteren Assimilations- und Akkommodationsprozessen modifiziert wird. Die Physiologie des Reflexbogens, die naturwissenschaftlich gut untersucht ist, ist demnach keine Linie, die irgendwann mit der Linie der Erfahrungen aus wiederholten Greifaktivitäten zu-

sammentrifft und dann umgewandelt wird und eine psychologische Form erhält, sondern *sie ist und bleibt* ein physiologischer Prozess, so wie andere genetische Prädispositionen neurologische, hormonelle oder motorisch-rezeptorische Prozesse bleiben, die lebenslang wirksam sind. Sie bilden die Grundlage, sozusagen die stofflich-energetische Basis für die psychischen Prozesse, die sich in und durch die Tätigkeit des Individuums im sozialen Kontext entwickeln. Hier trifft sich nichts, hier wird nichts verschmolzen, sondern es handelt sich um zwei komplementäre Ebenen oder um zwei komplementäre Blickwinkel auf das gleiche Ganze. Die Natur des Menschen ist seine Kulturfähigkeit und Kultur ist ohne die menschliche Natur nicht realisierbar. Als Metapher bieten sich hier eher Ross und Reiter an, um an Freuds Strukturmodell von Es und Ich zu erinnern.

Nun ist die Komplementarität der Perspektiven auf Natur und Kultur der Menschen eine Sache – eine andere Sache ist es, über die Komplementarität der notwendigen Bedingungen psychischer Funktionen zu sprechen. Die Metapher von „Ross und Reiter“ bezieht sich auf komplementäre Systeme, die zueinander passen müssen und ineinandergreifen, wenn geritten werden soll. Ansonsten, außerhalb des Reitens, sind sie einander relativ gleichgültig. Das ist für die Betrachtung der Beziehung zwischen Natur und Kultur der Menschen aber nicht zutreffend: nicht nur das Kulturwesen Mensch bedarf notwendig eines Mindestmaßes an funktionierenden biologischen Grundvoraussetzungen wie körperliche Unversehrtheit, Nahrung usw., damit sich die kulturellen Funktionen entfalten können, sondern auch das Naturwesen bedarf eines Mindestmaßes an kulturellen Grundvoraussetzungen, wie Fürsorge, gehalten werden, Zuwendung, Akzeptanz, usw., damit sich die biologischen Funktionen entfalten können. Besser als in dieser Komplementarität der Lebensbedingungen lässt sich nicht illustrieren, dass es um ein und denselben lebendigen Zusammenhang geht.

Die folgenden Ausführungen sollen diesen Sachverhalt und mögliche Fehlinterpretationen im Rahmen des Zwei-Linien-Modells anhand konkreter Entwicklungsprozesse verdeutlichen, wobei wir uns vor allem dem Bereich der Aufmerksamkeitsentwicklung zugewandt haben.

1. Aufmerksamkeitsentwicklung als ein Bereich der Entwicklung

Im Folgenden wollen wir versuchen, am Beispiel der Aufmerksamkeitsentwicklung aufzuzeigen, was es bedeutet, von *einer* komplementären Linie der Entwicklung auszugehen. Dabei ist die Auswahl der Entwicklung der Aufmerksamkeit keineswegs beliebig, sondern wir haben eine psychische Funktion ausgewählt, die in beispielhafter Weise verschiedene andere psychische Funktionen wie das Lernen, das Erinnern, das Sprechen, das Wollen miteinander verbindet. Die Entwicklung der Aufmerksamkeit kann als ein ausgezeichnetes Beispiel dazu dienen,

1. einerseits zu verdeutlichen, dass sie von Geburt an in einer Art und Weise ausgereift ist, die nur darauf wartet, die Zeichen aus der zunächst personalen und dann dinglichen Umwelt aufzunehmen,
2. andererseits wird ebenfalls deutlich, dass sich die Aufmerksamkeit im Laufe der Entwicklung auf fundamentale Art und Weise verändert, die man als Übergang von der Außensteuerung zur Selbststeuerung beschreiben kann. Man kann sagen, dass die Entwicklung der Aufmerksamkeit nicht in ein Schema passt, das sich als die gängige Entwicklungsvorstellung von rudimentären Formen zu höheren, komplexeren, differenzierteren darstellt. Die Aufmerksamkeit arbeitet schon in den ersten Stunden und Tagen nach der Geburt auf eine erstaunlich effektive Art und Weise. In den ersten Lebensjahren wird die Breite und Tiefe der kindlichen Aufmerksamkeit immer weiter gesteigert – das Kind entwickelt Aufmerksamkeit in Breitwandformat mit anfänglich fehlender, aber stetig steigender Fähigkeit zur Konzentration, seine Aufmerksamkeit ist dabei absolut außengesteuert: alles ist relevant, was sich in der nahen und mittleren Umgebung abspielt.

Die Stärke dieser unbedingten, quasi einsaugenden Aufmerksamkeit ist zugleich ihre Schwäche. Das Kind ist leicht abzulenken und nicht fähig, sich zu konzentrieren oder die Aufmerksamkeit willkürlich und kontinuierlich bestimmten Gegenständen oder einem bestimmten Geschehen zuzuwenden. In bestimmten Phasen der kindlichen Entwicklung gibt es gleichzeitig die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit im tiefen Spielen derart zu fokussieren, dass die so fokussierten Kinder von außen nicht ansprechbar sind.

2. Aufmerksamkeitsentwicklung und die Evolution der Sensibilität

Die Entwicklung der Aufmerksamkeit scheint aus der phylogenetischen Perspektive eng mit dem Thema der Entwicklung der Sensibilität verbunden zu sein. Leont'ev hat in *Probleme der Entwicklung des Psychischen* (1971) darauf hingewiesen, dass die von ihm so genannten *signalisierenden Beziehungen*, durch Zeichen oder andere Reize vermittelte Beziehungen zwischen höheren Organismen und ihrer Umwelt nicht als Anfangspunkt der psychischen Entwicklung und nicht als quasi gegeben genommen werden können. Vielmehr setzt die Existenz von solchen signalisierenden und vermittelten Beziehungen voraus, dass bereits eine hoch entwickelte Form der Sensibilität besteht – die sozusagen in Form der *Reizbarkeit* am Anfang der Entwicklung der niederen Organismen steht.

Je höher die Entwicklung des organischen Lebens voranschreitet, desto wichtiger werden die vermittelten Beziehungen und desto weniger Raum nehmen die direkten Beziehungen zur Umwelt. Für die Phase der frühkindlichen Entwicklung bedeutet das aber nicht, dass die direkten Beziehungen keine Rolle spielen. Wenn die Umgebung im Leben eines Einzellers quasi durch den Organismus hindurch geht und die wesentliche Leistung der Trennung von Umwelt und Organismus das Entstehen einer Art halbdurchlässigen Membran ist, dann ist die Aufgabe der frühkindlichen Entwicklung nicht in einer Form der Abgrenzung, sondern in der Einbettung in die sozial-interaktive personale Umgebung zu sehen. So sehr ist dies eine Aufgabe, dass es einer Katastrophe in der Entwicklung gleich kommt, wenn ihr nicht nachgekommen wird. Darüber haben die Untersuchungen zur sensorischen Deprivation und zur Vernachlässigung ausreichende Hinweise gegeben.

Wir wollen jetzt nicht ausführlich diskutieren, inwiefern auch für die Entwicklung der höheren Säugetiere das Fehlen einer sozial-interaktiven Einbettung, das Fehlen von mütterlicher Zuwendung eine Vernachlässigung bedeutet – wir gehen darauf im nächsten Abschnitt etwas ausführlicher ein.

Wir wollen hier nur den Zusammenhang an einem einfachen Beispiel aus der Neuroanatomie illustrieren, das zeigt, welche dramatischen Unterschiede zwischen einem Neugeborenen und einem Erwachsenen bestehen. Das Beispiel ist dem Buch von Eliot (1999, p. 26) entnommen.

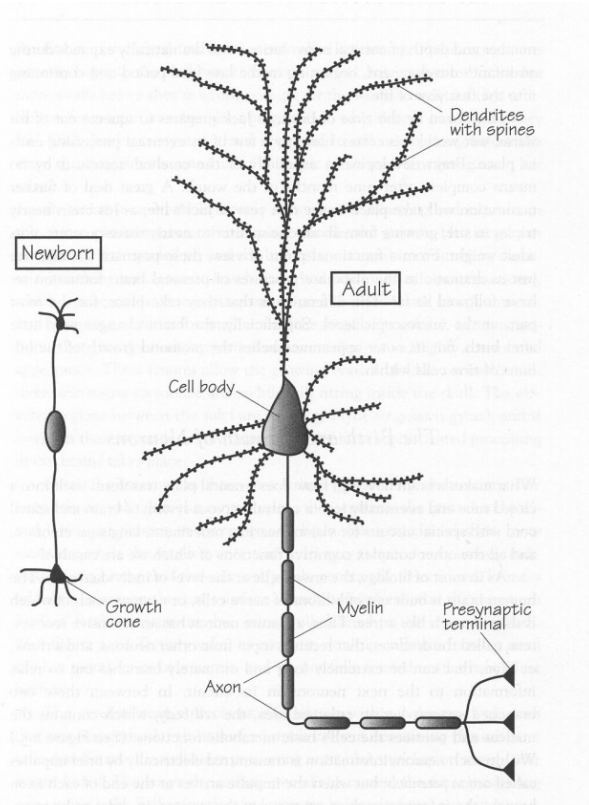


Abb. 1: Die Struktur zerebraler Neuronen beim Neugeborenen und beim Erwachsenen (aus Eliot 1999, S. 26)

Diese Darstellung zeigt sehr schön, was an neuronalem Wachstum stattfindet – allerdings gibt es nur ein ungefähres Bild, denn die Zunahme und Umbildung der neuronalen Vernetzung ist hier noch gar nicht dargestellt.

Die Wachstumszone, die sich zwischen dem anfänglichen und dem entwickelten Zustand des neuronalen Systems befindet, ist nicht nur in einem ganz allgemeinen Sinne für Störungen anfällig, wie das für alle Prozesse der Entwicklung gilt – etwa die besondere Anfälligkeit für die frühen Formen eines Organismus. In dieser Zone der Entwicklung kommt es darauf an, dass die neuronale und die allgemeinorganische Entwicklung in einer genau passenden Umgebung der Intersubjektivität, Empathie und Resonanz stattfindet. Von dieser Umgebung gibt es offensicht-

lich mehrere mögliche kulturhistorische Varianten und innerhalb der Varianten wiederum optimale und weniger optimale Ausprägungsformen. So wie das Stoffwechselsystem auf eine bestimmte Form der Nahrung, des Klimas usw. angewiesen ist, ist das biologische Wachstum der neuronalen Systemen auf bestimmte Formen der Primärerfahrungen in der Mutter-Kind-Dyade angewiesen. Dies ist eine sehr eindrückliche Beschreibung der von uns favorisierten These der „einen Linie“ der Entwicklung: Die biologische Entwicklung fordert oder setzt voraus eine bestimmte soziale Umgebung genauso wie die soziale Entwicklung eine bestimmte biologische Situation erfordert, die eine bestimmte soziale Umgebung fordert, usw. Es lässt sich im Sinne einer echten Komplementarität das eine nicht ohne das andere denken.

Winnicott hatte schon 1947 den Slogan geprägt: „There is no such thing as a baby!“ (vgl. Winnicott 1964) und betont, dass die folgende ebenso einfache wie plausible Tatsache zum Ausgangspunkt der Überlegungen zur frühkindlichen Entwicklung gemacht werden müsse: „whenever one finds an infant one finds maternal care, and without maternal care there would be no infant (Winnicott 1965, S. 39).

In der Mutter-Kind-Dyade kommt es zur Entwicklung von extensiven raumzeitlichen Mustern, auf deren Grundlage Zuschreibungen, Attributionen von mentalen Zuständen möglich werden, die wiederum die Selbst-Attribuierung erfordern und fördern. Dies wiederum ist eine wichtige Voraussetzung für das mentale „Andocken“, die soziale Bindung, zur sozialen Resonanz – und zwar gemäß den kulturellen Regeln, die für das System der Mutter-Kind-Interaktion behavioral, motivational und mental zugänglich sind.

Wenn wir diesen Zusammenhang betrachten, ergibt sich die Notwendigkeit, unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen ein erneuertes Verständnis von „Sorge“ (eine vielleicht nicht so gelungene Übersetzung von „child care“, vielleicht ist *Sorgsamkeit* oder *Fürsorglichkeit* besser, wenn auch nicht schöner) zu gewinnen und zu praktizieren. Es scheint plausibel, davon auszugehen, dass das Konzept der „good enough mother“ oder der „ordinary devoted mother“ wie es Winnicott für das Gelingen frühkindlichen Aufwachsens formuliert hat, aktualisiert werden muss bzw. sich aktualisiert gemäß dem oben genannten kulturhistorischen Möglichkeitsrahmen. Wir werden später darauf zurück kommen.

3. Die Entdeckung der Mutterliebe: Die legendären Affenexperimente des Harry Harlow

Die Kapitelüberschrift ist der Titel eines interessanten Buches von Deborah Blum (2010), in dem sie die Geschichte der Experimente von Harlow zur Bindung bei kleinen Äffchen untersuchte. Die bekannten Bilder (siehe Abb. 2) von kleinen Äffchen, die sich an Drahtmodelle klammern, die irgendwie ihre Mütter darstellen sollen, sind schon erschütternd (siehe Harlow, 1961). Die Käfige und ihre Versuchsanordnungen erinnern an die einschlägigen Experimente zur behavioristischen Konditionierung. Aber Harlow war eher ein Botschafter der Liebe als ein hartnäsiger Gefolgsmann von Watson, der in seinem Erziehungsratgeber ja noch empfohlen hatte, den kleinen Kindern nicht zu viel Körperkontakt und Wohlbefinden zukommen zu lassen, weil das nicht gut für ihre Entwicklung sei: Mütter sollen ihren Kindern nicht zu viel Liebe und Aufmerksamkeit schenken und Eltern sollten ihre Kinder nicht auf ihrem Schoß sitzen lassen (Watson 1928).

Harlow wollte mit seiner Versuchsanordnung beweisen, dass die affektive Beziehung zur Mutter eine lebenswichtige Dimension für die kleinen Affen darstellt. Er konstruierte zu diesem Zweck eine „Mutter“ aus Draht und einem Roboterkopf und eine „Mutter“ aus flauschigem Stoff, die ein irgendwie affenähnliches Gesicht mit großen Augen besaß.



Abb. 2: Die Experimente von Harlow (1958): links außen die neutrale „Mutter“, rechts die Stoff-„Mutter

Die Äffchen hatten eine eindeutige Präferenz: sie hielten sich immer und ausschließlich bei der „Stoffmutter“ auf – auch dann, wenn die „Drahtmutter“ mit einer Saugvorrichtung ausgestattet wurde, die den Äffchen Nahrung gab. Das mittlere Bild zeigt, wie die Äffchen das Dilemma von Hunger nach Nahrung und Hunger nach Zuwendung lösten: sie versuchten die Saugvorrichtung zu erreichen ohne die „Stoffmutter“ loszulassen.

4. Entwicklung der Aufmerksamkeit als Entwicklung semiotischer Systeme und ihrer Vernetzung

Suchte man nach einer Wahl, die anders ist als die Wahl von biologischen oder sozialen Erklärungsversuchen, also nach einer Wahl, die gerade das Zwei-Linien-Dilemma vermeidet, dann bietet sich ein semiotischer Ansatz ganz zwangsläufig an, denn „Zeichen“ kann als Begriff verstanden werden, der sich sowohl auf mentale wie auf organismische Zustände beziehen lässt – so wie sich etwa „Reiz“ auf Prozesse der Erregungsleitung aber auch auf Gefühlszustände beziehen kann. Tatsächlich hat Lev Vygotskij in dem berühmten Dreieck, in dem er die Natur der vermittelten Handlung erläutert, ja auch von einem „vermittelnden Reiz“ gesprochen. Wenn man so will, ist diese Idee, den Reiz als Grundlage zu nehmen, eine „stand alone“-Version, während die „Zeichen“-Idee quasi die sozial vernetzte Version darstellt.

Reize sind eben durch ihre hohe Selektivität definiert: sie lösen eben nur eine bestimmte, die konditionierte Reaktion aus. Zeichen hingegen sind, vor allem in der Auffassung von Peirce, quasi von Anfang dazu bestimmt, sich mit anderen Zeichen, anderen Objekten und anderen Interpretanten zu verbinden – dies verdanken sie dem Umstand, um einmal Winnicott zu paraphrasieren, dass „there is no such thing as a sign,“ sondern immer nur die Dreiheit von Zeichen, Objekt und Interpretant.

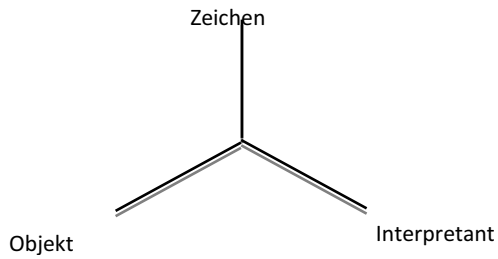


Abb. 3: Zeichen als Dreiecksbeziehung von Objekt, Zeichen und Interpretant nach C.S. Peirce

Macht man sich klar, dass etwa ein Zeichen zum Gegenstand gemacht werden kann, dann sieht man sofort, wie sich Zeichen, Interpretant und Objekt zu unendlichen Netzwerken zusammen schließen.

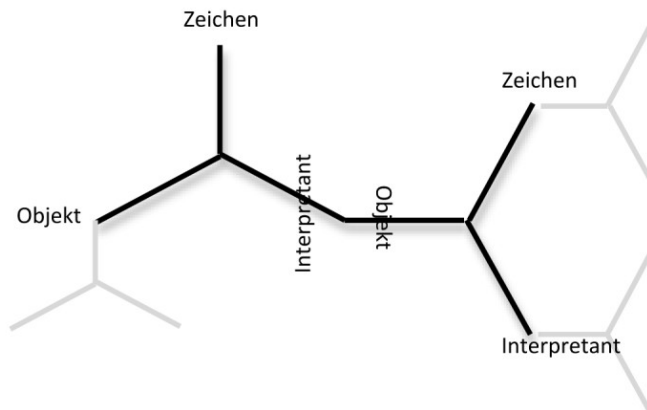


Abb. 4: Vernetzung von Zeichen zu quasi-unendlichen semiotischen Netzen

Wie das genau passiert, kann man sehr schön an den Studien zur Entwicklung der gemeinsamen Aufmerksamkeitsausrichtung im ersten Lebensjahr im Vergleich zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Interaktionspartnern zeigen, wie dies in den Untersuchungen von Michael Tomasello (z.B. 2002) geschehen ist.

5. Mikroprozesse der Aufmerksamkeitsentwicklung – Neuere Modelle zur Erklärung der vorsprachlichen Repräsentationen als interaktionales Netz sozioemotionaler Signale und Zeichen

Die Entwicklung der Aufmerksamkeit folgt nach Tomasello (2002) ungefähr in einem Dreischritt, der drei Stadien der geteilten Aufmerksamkeit umfasst: zunächst prüft das Kind, ob sich die Aufmerksamkeit der Mutter auf das von ihm gemeinte Objekt richtet, im Alter von 11-14 Monaten kann es dann dem Blick oder der Geste der Mutter folgen, wenn diese ihre Aufmerksamkeit auf eine bestimmtes Objekt richtet, um dann kurz darauf die geteilte Aufmerksamkeit herzustellen, die den Kern der deklarativen Aufmerksamkeit bildet, bei der das Kind seinerseits die Aufmerksamkeit der Mutter mit Gesten oder Lauten auf einen Gegenstand lenken kann.



Abb. 5: Die Stufen der Entwicklung der gemeinsamen Aufmerksamkeitsausrichtung nach Tomasello (2002)

In der Abbildung entspricht das deklarative Zeigen den dickeren Pfeilen zwischen Kind und Mutter: das Kind lenkt dabei die Aufmerksamkeit der Mutter mit Hilfsmitteln: Zeichen, Gesten, Zupfen am Rockzipfel oder Sprache. Die Mutter verwendet ebenfalls Zeichen oder Sprache: „Schau doch mal den süßen Hund“.

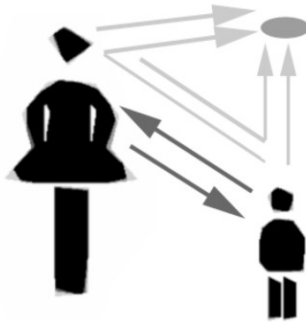


Abb. 6: Deklaratives Hinweisen

Tatsächlich ist jedoch das deklarative Hinweisen sehr viel komplexer, einerseits in Bezug auf die „internen“ interaktional möglichen Beziehungen, andererseits in ihrem Verweis auf den sozialen und historischen Kontext dieser Beziehungen. Wenn man auf das Foto in Abbildung 7 blickt, wird die unausgewiesene Fülle von emotionaler Wechselseitigkeit, Körperlichkeit und Interaktionsgeschichte nachvollziehbar, die ein deklarativer Hinweis enthalten kann, einschließlich schichtspezifischer, ethnischer oder geographischer Aspekte, die in der Szene sichtbar werden und für beide Partner eine Rolle spielen.



Abb. 7: Gemeinsame Fokussierung der Aufmerksamkeit

Ganz offensichtlich – im Foto erkennbar an der Mimik des Kindes – ist das Herstellen eines gemeinsamen Fokus der Aufmerksamkeit eine hoch emotionale Angelegenheit. In den letzten Jahren haben sich deshalb unterschiedliche Forscher der Frage zugewandt, wie es mit der emotionalen Seite in diesen frühen Phasen der Aufmerksamkeitsentwicklung aussieht.

Michael Tomasello (2002, 2008) sagt zwar wenig zur Regulation dieser frühen Emotionen, er postuliert aber im Zusammenhang mit der Herstellung gemeinsamer Aufmerksamkeit so etwas wie ein menschliches Grundmotiv nach „sharing of emotions or attitudes“ (2008, S. 87), d.h. das Kind möchte seine Absichten – in diesem Fall seine Wahrnehmungen – mit seinem Partner teilen. Das menschliche Baby hat ein Grundmotiv, das es veranlasst, gemeinsam mit anderen Personen zu handeln. Dieses Grundmotiv des „sharing of emotions“ gehört neben den beiden anderen Grundmotiven („demanding action“ und „offering help“) nach Tomasello zur speziesspezifischen genetischen Grundausstattung des Menschen (ebd. S. 143 f.).

Andere Autoren, die sich mit diesen frühen Phasen der Interaktion zwischen Baby und Bezugspersonen befassen, kommen z.T. aus dem Kontext der Psychoanalyse,

z.B. Peter Fonagy et al. (2006), Stanley I. Greenspan und Stuart G. Shanker (2007) oder Daniel Stern (1992). Sie befassen sich mit der frühen Affektregulierung oder Affektabstimmung zwischen Mutter und Baby. Sie gehen davon aus, dass schon vor der gemeinsamen Aufmerksamkeitsausrichtung auf einen gemeinsam ins Auge gefassten Gegenstand eine gemeinsame Ausrichtung der Emotionalität stattfindet bzw. – wenn man von einer zeitlichen Abfolge absieht –, dass die gemeinsame Emotionalität ebenso wichtig ist wie das Bedürfnis nach dem „sharing of intentions“. Vielleicht könnte man sogar soweit gehen zu sagen, dass in diesen Konzepten die gemeinsame Emotionalität und deren repräsentationale Wirkungen beim Kind gewissermaßen den „Basisschmierstoff“ für die Entwicklung, auch für die Entwicklung der gemeinsamen Aufmerksamkeit darstellen.

Auch Autoren mit anderem theoretischen Hintergrund, z.B. Manfred Holodynski (2006), dessen Modell der Emotionsregulation sich unter anderem explizit auf Vygotskij bezieht, befassen sich mit diesem Interaktionsprozess. Holodynski geht der Frage nach, wie das Kind die Bedeutung unterschiedlicher emotionaler Signale zu differenzieren und zu interpretieren lernt. Er geht dabei von einem Prozess aus, in dem durch die Affektregulation auf Seiten der Erwachsenen und den damit verbundenen Ausdruckszeichen – sowohl in ihrer mimisch-gestischen Form, als auch in ihrer kulturellen Bedeutung – das Kind die Bedeutung seiner eigenen Gefühle kennenlernt. In diesem Prozess werden gewissermaßen die Ausdruckszeichen (oder Ausdruckssignale) der Bezugspersonen – Holodynski bezieht sich hier auf eine Peirce-Adaptation – zu Zeichen für die Emotionen des Kindes, entsprechend dem Vygotskijischen Prinzip des Transfers vom Interpsychischen zum Intrapsychischen.

Fonagy und Mitarbeiter (2006) operieren mit einem ähnlichen Modell: Episodische Erfahrungen der emotionalen Interaktion zwischen Mutter und Kind werden zunächst identifiziert, und zwar in Verbindung mit den überzeichnenden Affektspiegelungen der Mutter in der Interaktion. Die Forscher gehen davon aus, dass emotionale Äußerungen des Kindes von der Mutter in überzeichneter, übertriebener Weise gespiegelt werden. Diese Spiegelungen klassifiziert das Baby und ordnet sie gewissermaßen den eigenen Gefühlen zu. Mit solchen überzeichneten Affektspiegelungen hilft die Mutter dem Kind seine positiven und negativen Affekte „von außen“ zu regulieren. Das Kind speichert dabei die wiederkehrenden Gefühlsausdrücke der Mutter als Bilder und nutzt diese Repräsentationen zur Symbolisierung

der eigenen emotionalen Zustände. Erst die Beziehung zwischen eigenem Gefühl und Repräsentation des Gefühls (qua Abbild der Episode des mütterlichen Ausdrucks) versetzt das Kind dann in die Lage, seine Gefühle angemessen zu erkennen, zu bewerten, im sozialen Kontext zu verorten und damit auch zu kontrollieren.

Der Repräsentationsbegriff von Greenspan und Shanker (2007) nennt zwei Voraussetzungen für Symbolbildung: emotionale Aufladung und Trennung der Wahrnehmung von der Handlung, so dass ein „freistehendes Bild“ oder ein „multisensorischer Eindruck“ entsteht (Greenspan & Shanker 2007, S. 33). Vermutlich gehen die Autoren davon aus, dass die Mutter das erste freistehende Bild darstellt, da es einerseits emotional aufgeladen ist, und zwar mit vielen unterschiedlichen Emotionen, und andererseits in unterschiedlichen Handlungszusammenhängen immer wieder auftaucht. Kinder und höhere Säugetiere sind zur Trennung von Wahrnehmung und Handlung fähig, weil eine Wahrnehmung nicht den dazu notwendigen Handlungsimpuls automatisch nach sich zieht. Das „freistehende Bild“ ist eine Repräsentation ohne Handlungszwänge wie Flucht, Angriff oder Konsumtion, die in der Interaktion mit emotionalen Signalen verbunden wurde, wodurch sich ein repräsentationaler Zugang zu den eigenen Gefühlen und schließlich auch zur Sprache eröffnet.

Bei Bowlbys (1975, 1976) Begriff der Bindungssicherheit und Bindungsqualität, deren Ausprägung im Alter von 12 Monaten zu einem ersten Abschluss gekommen ist, spielt die emotionale Seite eine entscheidende Rolle. Bei der Entwicklung der unsicher-vermeidenden Form der Bindungsqualität spricht Bowlby z.B. von einem emotionalen Abwehrmechanismus: Aus Angst, die Mutter zu verlieren, attribuiert das Kind die negativen emotionalen Impulse, die das abweisende Verhalten der Mutter auslöst, auf sich selbst, d.h. es sieht seine eigenen emotionalen Impulse als Verursacher des mütterlichen Verhaltens. Zur Vermeidung des Verlusts der Mutter versucht das Kind deshalb, die eigenen negativen emotionalen Reaktionen auf das Verhalten der Mutter zu kontrollieren. Unsicher-vermeidend gebundene Kinder bleiben deshalb scheinbar „cool“, obwohl ihr Organismus hohe Raten des Stresshormons Cortisol produziert. Wie schon Freud, Melanie Klein oder Winnicott spricht auch Bowlby von der Internalisierung der emotionalen Reaktionen der Bezugspersonen durch das Baby. Er benützt dafür – übrigens mit Bezug auf Piaget – den Begriff „internal working model“, bei dem anfänglich nichtsprachliche Re-

präsentationsformen später sprachlich-symbolisch überformt würden (Bowlby 1976; vgl. dazu auch Bretherton 2002).

Trotz ihrer unterschiedlichen theoretischen Grundlagen stimmen die Forscher in einigen zentralen Punkten überein:

1. Alle gehen davon aus, dass die Differenzierung der Emotionen des Kindes und die Fähigkeit zu ihrer Regulation und psychischen Repräsentation in den Interaktionen mit den Bezugspersonen, insbesondere mit der primären Bezugsperson und damit zumeist der Mutter, stattfinden.
2. Ebenso ähneln sich die Ansätze in der These, dass dieser Prozess im ersten Lebensjahr beginnt und Zeichencharakter, und zwar vorsprachlichen Zeichencharakter aufweist. Auch wenn nicht alle Autoren den Zeichenbegriff verwenden und sich nur Holodynski ausdrücklich auf Peirce bezieht, gehen doch alle von einer Form der Etablierung nichtsprachlicher Repräsentationsformen aus.
3. Drittes gemeinsames Merkmal ist der schon erwähnte Bezug zu Vygotskij, der sich bei Fonagy, Holodynski und Tomasello an entsprechenden Stellen explizit findet. Allerdings hat Vygotskij selbst kein Modell, das vorsprachliche Zeichensysteme vorsieht. Es geht den Autoren vor allem um das Entwicklungsprinzip „vom Interindividuellen zum Intraindividuellen“, das dann auch für vorsprachliche Prozesse gelten kann.
4. Alle genannten Autoren – mit Ausnahme von Holodynski – haben keinen Ort für die Anbindung kultureller Prozesse in diesen frühen Phasen der Entwicklung. Im Gegenteil – hier muss man vielleicht auch Vygotskijs Konzeption einbeziehen – alle operieren auf einem hohen Verallgemeinerungsniveau, ohne auf Probleme des Ethno- oder Eurozentrismus zu achten. Carolin Demuths (2008) Vergleichsstudie zu Mutter-Kind-Interaktionen mit drei Monate alten Babys in Deutschland und Ghana zeigt, dass die hier aufgezeigten inter- wie intrakulturellen Unterschiede und Gemeinsamkeiten bisher weitgehend ausgeblendet wurden, was auf beträchtliche theoretische Lücken verweist.

Aus den referierten Positionen wird für die Entwicklung der Aufmerksamkeit folgendes deutlich:

- Zum Ersten scheint bei der Entwicklung vorsprachlicher Repräsentationen der wechselseitige Austausch emotionaler Signale und Ausdrucksbewegungen ei-

ne zentrale Rolle zu spielen. Dieses Faktum wird durch zahlreiche empirische Befunde quer zu unterschiedlichen theoretischen Positionen belegt.

- Zum Zweiten zeigen diese Befunde allerdings auch, dass die theoretische und empirische Durchdringung des Repräsentationsbegriffs, der für die Entwicklung der gemeinsamen Aufmerksamkeitsausrichtung und der in diesem Kontext entstehenden Kompetenz zur gestischen und sprachlichen Symbolisierung eine zentrale Rolle spielt, unpräzise und spekulativ ist. Hier besteht noch Bedarf nach erheblicher begrifflicher Klärungsarbeit, die wir aber hier nicht leisten können.
- Zum Dritten wird deutlich, dass der kulturelle Kontext, in den auch die frühen Entwicklungsprozesse eingebettet sind, ausgeklammert wird, und zwar theoretisch wie experimentell. Soll der Anspruch eines kulturhistorischen Ansatzes umgesetzt werden, muss die kulturelle Perspektive mehr einbeziehen als Mittelschicht-Mütter in der Interaktion mit ihrem Kleinkind in den kindgerechten aber stimulusreduzierten Settings der Experimentallabore. Der Kontext dieser Experimente besteht nicht nur in der Beleuchtung oder dem Vorwissen der Probanden oder der positiven Beziehung zur Versuchsleiterin. Er besteht auch in den Erziehungsphilosophien der Eltern, dem familiären Milieu und anderen Faktoren des komplexen sozioökonomischen und psychosozialen Kontexts, aus dem die Versuchspersonen kommen und der u.E. Einfluss auf den scheinbar universellen Prozess der frühen Mutter-Kind-Interaktion hat.

Wie relevant die Kontextdimension ist, soll im Folgenden an einem komplexeren Beispiel der Aufmerksamkeitssteuerung gezeigt werden.

6. Aufmerksamkeit im gesellschaftlichen Kontext

Die obige Darstellung des deklarativen Hinweisens, des referenziellen Teilens von Aufmerksamkeit zeigt uns auch, dass diese äußerst komplexe interaktive Konstellation ziemlich störanfällig ist, insofern ihr Gelingen von multiplen, miteinander reflexiv verschränkten Deutungs- und Interpretationsprozessen abhängt – und nicht allein davon, dass sozusagen der emotionale Grund dieser Beziehungen stimmig und unterstützend sein sollte.

Dieser Aspekt führt unsere Betrachtungen weiter zu der Frage, wie Aufmerksamkeitsstörungen entstehen, worin sie bestehen und wie die Bedingungen ihrer er-

folgreichen Therapie zu veranschlagen sind. Das Thema ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätssyndrom) nimmt seit Jahren in der pädagogischen Praxis einen großen Raum ein (vgl. z.B. Liebrand 2007). Es kann hier nicht weiter ausgeführt werden, welchen Beitrag dieser Begriff und seine Anwendung – zusammen mit der Praxis der skandalösen Verabreichung von Medikamenten wie Ritalin und Prozac (auch dazu Liebrand a.a.O.) – zur Marginalisierung und Stigmatisierung von Kindern mit schulischen Problemen leisten.

Wir können dieses Thema hier nicht annähernd so ausführen, wie es nötig wäre, um die Zusammenhänge angemessen darzustellen. Deshalb hier nur zwei Aspekte, zwei Schwerpunkte, die einigermaßen wichtig erscheinen:

- die Pathologisierung der Aufmerksamkeitssteuerung,
- die Rolle der Medien und die Politik der Aufmerksamkeitssteuerung.

6.1. Die Pathologisierung der Aufmerksamkeitssteuerung

Die galoppierende Inflation der Diagnose „ADHS“ und Co. gibt schon einen Hinweis darauf, dass es sich hierbei nicht wirklich um eine epidemische Erkrankung, um einen pathologischen Befund handelt. Man könnte es eher einen Versuch der Steuerung und der Selektion im schulischen Bereich nennen.

Vygotskij konnte vielleicht, entsprechend dem zu seiner Zeit üblichen Sprachgebrauch, noch von einem „Defizit“ sprechen – obgleich er immer betont hat, dass diese Redeweise eigentlich nur unseren eigenen „defizitären“ Erkenntnisstand reflektiert. Wenn wir eine nach vorne offene und nicht-pathologisierende Darstellung von Variationen in der Steuerung der Aufmerksamkeit in schulischen Lernsituationen anstreben, sollten wir neben der Situiertheit dieses Phänomens vor allem die Gelegenheit ergreifen, die uns die neueren Ergebnisse der Kleinkindforschung anbieten. Diese führen zu einer etwas anderen Bewertung des Phänomens. Hier wollen wir zwei Aspekte herausgreifen:

1. Der langsame Übergang von der Breitband-Aufmerksamkeit zur kontrollierten, willkürlich gesteuerten Aufmerksamkeit in der frühkindlichen Entwicklung ist ein Prozess sozialer Bindung, der zu dem paradoxen Ergebnis größerer Eigenständigkeit und Autonomie führt. Störungen dieses Übergangs können nur in sozialen Situationen aufgefangen und heilend neu vermittelt werden. Hier ist das Vygotskijische Modell von der steuernden Funktion der Sprache ein gutes

Modell, wenn es in den oben genannten sozio-emotionalen Kontext eingeordnet wird.

2. Es bringt wenig, nach noch tiefer liegenden organischen Ursachen für Aufmerksamkeitsprobleme zu suchen – eben weil wir es hier mit einer Linie der Entwicklung zu tun haben. Bei Wolfgang Jantzen, *„Über die soziale Konstruktion von Verhaltensstörungen – Das Beispiel Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom (ADS)“* (2001) finden wir zwei Variationen dieser Suche. Einerseits sieht er in der Narkolepsie (Schlafkrankheit) den „Kern des Syndroms“ der ADS, andererseits hält er solche Versuche für sehr gelungen, die frei flottierende Aufmerksamkeit, die für Kleinkinder und ADS-gelabelte Kinder gleichermaßen typisch ist, für ein phylogenetisches Reenactment der Mentalität des herumstreifenden Jägers heran zu ziehen. Und typischerweise finden diese Vertreter denn auch Größen der Vergangenheit, vor allem Erfinder und Künstler, die angeblich ADS hatten – wie man das ja auch schon von den unter Legasthenie leidenden Genies kennt.

6.2 Medien und Psychopolitik der Aufmerksamkeit

Die allfälligen Klagen sind bekannt, dass die Medien und der Konsum von Fernsehen und Videospiele dafür verantwortlich gemacht werden können, dass Kinder sich in Kindergarten und Schule nicht mehr konzentrieren können. Man kann diesen Klagen zustimmen und eigene Erfahrungen zur Klagemauer tragen, oder man kann diese Klagen für Unsinn halten und auf Beispiele gelungener schulischer Leistungen aus der näheren und fernerer Anschauung verweisen. Beides sollte man nicht tun. Schließlich sah sich die erste Welle der Computernutzung durch Kinder und Jugendliche vor allem mit dem Vorwurf konfrontiert, dass die vermehrte Nutzung des Computers dem Lesenlernen, dem Umgang mit Schriftsprache, ja, der literalen Kultur insgesamt den Todesstoß versetzen würde. Das ist nicht eingetreten, sondern eher das Gegenteil. Die Computernutzung hat in nicht antizipierter Art und Intensität zur Alphabetisierung beigetragen. Man sollte also besser vorsichtig mit solchen Prognosen sein.

Was waren die Ursachen für diesen nicht erwarteten Effekt? Hans Brügelmann (1984) hat in seiner Pädagogik des Schriftspracherwerbs von Anfang an darauf hingewiesen, dass der motivational konkurrenzlose Motor der Aneignung der Schriftsprache in der Erkenntnis liegt, dass die Schriftsprache der Kommunikation

dient und damit persönlich bedeutsam ist. Die kommunikative Einsicht begründet aber auch die Einsicht in eine hinreichende Robustheit des Geschriebenen gegen Fehlinterpretationen: Schriftbild und grammatikalischer Aufbau müssen für den Empfänger des Geschriebenen dekodierbar sein, sonst ist es allenfalls eine Botschaft für den Schreiber selbst. Offensichtlich waren die jugendlichen Nutzer ebenfalls von dieser Einsicht in die kommunikative Funktion der Schriftsprache beflügelt.

Mit einem anderen Sachverhalt haben wir es allerdings zu tun, wenn es um den frühkindlichen Konsum des Fernsehens geht.

In einem bemerkenswerten Buch „Die Logik der Sorge“ hat Bernard Stiegler (2008) aufgezeigt, wie sich die Veränderungen des Kapitalismus, die eine völlige Veränderung der Medien mit sich bringen, auf die Sorge und Verantwortung um die heranwachsende Generation auswirken. Ausgangspunkt seiner Analyse ist die weltweit – vor allem in den USA und Frankreich – zu beobachtende Tendenz, die Volljährigkeit jugendlicher Straftäter juristisch und gesetzlich nicht mehr als ausschlaggebend für die Schuldfähigkeit anzusehen. Es ist einsichtig, dass diese gesetzliche Maßnahme grundlegend die Verantwortlichkeit gegenüber den „Minderjährigen“ ablehnt und zerstört, so wie sie zugleich die Volljährigkeit und Verantwortlichkeit ihrer erwachsenen Eltern zerstört.

In einem anderen Beispiel, das Stiegler zum Ausgangspunkt nimmt, versucht ein französischer Fernsehsender, Canal J, in groß angelegten Kampagnen den Kindern und ihren Eltern klar zu machen, dass die Kinder etwas Besseres verdient haben als die Sorge ihrer Eltern, indem sie die Eltern und Großeltern der Lächerlichkeit preisgeben.



Abb. 8: Werbung des französischen Kinderkanals Canal J: Der Großvater hat sein Gebiss herausgenommen um den Enkel damit zu unterhalten – darüber steht die Botschaft: „Die Kinder verdienen etwas Besseres als das“, natürlich Canal J!

Stiegler begreift diese Versuche der Einflussnahme nicht als vereinzelte Verirrungen eines schlechten Geschmacks, sondern er sieht sie im Rahmen einer Strategie der Entmündigung durch Industrie und Finanzkapital, in der es darum geht, die Hegemonie über die Aufmerksamkeit der heranwachsenden Generation zu gewinnen, um sie von klein an als Kunden und User zur Verfügung zu haben.

„Schule, Unterricht, akademische Ausbildung basieren auf einer historisch bestimmten Form der rationalen und kritischen Aufmerksamkeit, die durch den Begriff der Mündigkeit charakterisiert ist und die ein „Wir“-Bewusstsein als Mit-Wissen (con-scientia) einschließt.

Die gegenwärtige Zerstörung dieses historischen Stadiums des Bewusstseins durch die Psychomacht, ohne das keine Form des Unterrichts schulischer oder akademischer Natur, der diesen Namen verdiente, möglich ist, entspricht der

Zerstörung des demokratischen Systems der Sorge durch eine Macht, die aus Prinzip keine Sorge trägt.

*Es handelt sich bei dieser Macht um die Finanzspekulation, die die Gleichgültigkeit zum Mechanismus ihrer Dynamik des Misswachstums gemacht hat, eine negative Dynamik: Die Dynamik des Schlimmsten – insofern sie systematisch das Kurzfristige und die ihm entspringenden Kurschlüsse (psychische, soziale, börsenmäßige usw.) bevorzugt. Sie hat die **Investition** des Kapitals durch die **Spekulation** ersetzt, die die Unternehmen zerstört, indem sie sie der Möglichkeit beraubt, ihre Zukunft zu entwerfen“ (Stiegler 2008, S. 87-88).*

Der entscheidende Punkt ist nun, dass die Phase der Entwicklung der kindlichen Aufmerksamkeit, die wir oben beschrieben haben, sozusagen nicht den sozialen und kulturellen Input erhält, der notwendig ist, damit diese Entwicklung mit dem tendenziellen Erreichen einer gelungenen, mündigen, rationalen und kritischen Aufmerksamkeit abgeschlossen werden kann. Auf diese Weise kann die frei flottierende Aufmerksamkeit des Frühkindstadiums nicht „kultiviert“ werden, sondern verbleibt quasi in einem, nun aber, regressiven Stadium. Die Psychotechnologie der Aufmerksamkeitssteuerung durch die digitalen Medien konserviert umso umfassender diese regressive Aufmerksamkeit als das Internet mit immer neuen Verfahren und „Verbesserungen“ den Zustand fortzuschreiben versucht, den es – angeblich – versucht, erträglicher zu machen. Insbesondere die digitalen Netzwerke ersetzen die Notwendigkeit einer Kultivierung der Aufmerksamkeit durch eine technische, indem sie Aufmerksamkeitsprofile der Nutzer erstellen, welche die Interessen, die Aktivitäten und die Werte des Nutzers widerspiegeln, so muss der Nutzer nicht mehr selbst aufmerksam sein, sondern wird beständig erinnert oder in Bereiche geführt, die seinem Nutzerprofil entsprechen.

In Wahrheit kann eine solche Definition von Aufmerksamkeit, die auf die Heilung des Aufmerksamkeitsdefizits als Syndrom der kognitiven Übersättigung abzielt, dieses Defizit lediglich *verschärfen*, sofern man sie nicht als eine Umgebung auffasst, die die Entwicklung von Aufmerksamkeit durch Kultivierung fördert, sondern als technisches System, das diese ersetzt oder kurzschließt (Stiegler 2008, S. 151).

Es kann hier nur angedeutet werden, dass die Behandlung einer nicht angepassten Aufmerksamkeit heute zunehmend mit Medikamenten erfolgt. Über 6 Millionen Kinder, darunter ungefähr 10% aller 6-18jährigen Jungen, erhalten in den USA

Ritalin, damit sie in der Schule „besser klarkommen“ – ungeachtet der Tatsache, dass es keinerlei wissenschaftlich stichhaltigen Beweise dafür gibt, dass das Ungleichgewicht von Adrenalin/Noradrenalin und Serotonin im Gehirn die Ursache für ADS ist.

Zwischen 1995 und 1999 nahm der Gebrauch von Ritalin bei Kindern unter 7 Jahren um 23% zu und der Gebrauch von Prozac und ähnlicher Antidepressiva steigerte sich in der gleichen Altersgruppe um sage und schreibe 580% – ungeachtet der Tatsache, dass diese Medikamente für Kinder unter 18 Jahren nicht zugelassen waren. Die Zahlen stammen alle aus Internetquellen von ärztlichen oder gesundheitswissenschaftlichen Organisationen – dennoch sollte man sie nur vorsichtig interpretieren.

7. Bindung und Selbst-Kontrolle

Die verantwortliche Sorge wird aber nicht nur von außen, von kapitalistischen Interessen, sondern auch von innen zerstört. Die Missbrauchsskandale legen ein bedröcktes Zeugnis davon ab. Dass es die kirchlichen Internate und andere prinzipiell lustfeindliche Institutionen besonders getroffen hat, scheint dabei aber eher eine Verlängerung der Vergangenheit als ein historisch neuartiges Phänomen zu sein. Schrecklich ist es, dass nun die Vorzeiginstitutionen der pädagogischen Reform moralisch zerrüttet sind.

Die so ausführliche Berichterstattung über das Ausmaß der Zerrüttung, der Verwerflichkeit und der Korruption hat wohl nicht zuletzt auch den Zweck ad oculos zu demonstrieren, dass nicht nur den Eltern, sondern auch den erzieherischen Institutionen die Verantwortlichkeit grundsätzlich abgesprochen werden kann. Diesen Personen und Institutionen „Bindung“ der kindlichen Entwicklung zu ermöglichen, erscheint jetzt undenkbar.

Hier sind aber nicht nur die Missbrauchsskandale, sondern die Tatsache ist relevant, dass Eltern nicht mehr wissen, wie sie ihre Kinder erziehen sollen. Das ist auch eine Seite von Canal J: die Eltern wollen erziehen, wissen aber nicht mehr, wie es geht, weil der gesellschaftlich-historische Bedeutungs- und Sinnzusammenhang dazu verloren gegangen ist und Kindererziehung wie eine Art Do-it-yourself-Job wahrgenommen wird, den man irgendwie zu bewältigen lernen muss, notfalls

durch mediale Vorbilder, durch Ratgeberliteratur, am besten aber, indem man die Kinder in entsprechende professionelle Kontexte gibt.

Ob das wirklich so ist, ist jedenfalls eine tiefgreifende Frage: ob der gesellschaftlich-historische Bedeutungs- und Sinnzusammenhang, den Stiegler ja mit dem Begriff der Kantschen „Mündigkeit“ paraphrasiert, wirklich in der Vergangenheit des letzten Jahrhunderts der Hintergrund für die Gesamtheit der elterlichen Erziehungsvorstellungen aller Schichten gewesen ist, bleibt ernsthaft zu bezweifeln. Insofern kann man zwar sagen, dass eine bürgerliche Elite vielleicht nicht mehr weiß, wie das Erziehen geht – aber große Teile der arbeitenden Bevölkerung haben da doch ganz andere Vorstellungen als „Mündigkeit“ gehabt.

8. Ausblick

Die Klammer zwischen den obigen Ausführungen zur Genese der gemeinsamen Aufmerksamkeit in der frühen Kindheit und der kommerziellen Kanalisierung der Aufmerksamkeit in späteren Entwicklungsphasen war das Thema „Sorge, Fürsorge und Teilen“ der Emotionen im Sinne des englischen Begriffs „sharing“. Es ging also um die Herstellung von Gemeinsamkeit, um deren emotionale Wurzeln und um die Zerstörung oder Gefährdung dieser emotionalen Grundlagen. Wir haben mit dem ausgewählten Medienbeispiel zeigen wollen, wie die wechselseitige Fürsorge und die Herstellung gemeinsamer emotionaler Orientierungen schon frühzeitig irritiert wird, was man aber nur sehen kann, wenn man den Blick von der entwicklungspsychologischen Perspektive der unmittelbaren Interaktion Kind-Erwachsener weg auf komplexere gesellschaftliche Zusammenhänge richtet.

Diese Kontextproblematik stellt sich allerdings auch in der anderen Richtung: Warum gelingt es uns eher problemlos, die frühe Mutter-Kind-Interaktion als Ausdruck universaler Entwicklungsbedingungen und -faktoren zu sehen und dabei den kulturellen Kontext, in dem sie stattfinden, fast vollständig auszublenden? Gibt es einen Zusammenhang zwischen den oben skizzierten frühen Prozessen und dem, was wir als Irrwege oder Perversionen gekennzeichnet hatten? Wenn ja, wie sehen diese aus, wenn nein, wann und wie gerät die Herstellung gemeinsamer emotionaler Orientierungen zwischen Kindern und Erwachsenen ins Wanken?

Diese Fragen problematisieren zum Einen den in der Entwicklungspsychologie immer latenten Hang zur Universalisierung, teilweise auch Naturalisierung, von

Entwicklungsverläufen und problematisieren damit zugleich die Rolle des kulturellen Kontextes auch in der frühen, scheinbar so universellen Entwicklung. Zum Anderen sollen sie aber auch auf die Angemessenheit kontextueller Faktoren in späteren Entwicklungsphasen verweisen, um deren Passung in Bezug auf optimale Entwicklungsbedingungen zu prüfen. Bisher erfolgen solche Bezüge zwischen moderner Lebensform und anthropologischer Grundausstattung meistens anhand von evolutionsbiologischen Verweisen auf dieses und jenes Merkmal der Moderne, das den Menschen aufgrund seiner evolutionären Ausstattung überfordern würde.

Vielleicht haben diese Überforderungen ihren Grund weniger in der Diskrepanz zwischen Steinzeit und Neuzeit als vielmehr in den Diskrepanzen zwischen den unterschiedlichen Bedingungen des Aufwachsens in der Kleinfamilie in der frühen Kindheit (mit dem noch genauer zu klärenden kulturellen Kontext) und dem später im Schulalter und in der Adoleszenz wirksamen Kampf um Selbstwirksamkeit und Selbstkontrolle.

Die unterschiedlichen Kontexte und die Verschiedenartigkeit der Bedingungen des Aufwachsens und der Entwicklung zu kennen und bei einer Bewertung zu berücksichtigen, sollte aber nicht ausschließen, allgemeine, globale, quasi-universelle gerechte Bedingungen des Aufwachsens und der Entwicklung zu fordern und zu fördern. Vygotskij hat in seinen Ausführungen zur „Defektologie“ (vgl. Keiler 2002, S. 219-249) und an vielen anderen Stellen immer wieder betont, dass eine inklusive, gleichberechtigte Sichtweise der Behinderung davon ausgehen muss: „Zuerst, ein Mensch und erst dann ein besonderer Mensch“ (Vygotskij 1975, S. 69; zit. nach Keiler 2002, S. 225). Dies lässt sich so verstehen, dass die kulturelle Verschiedenartigkeit, die kontextuelle Gebundenheit der Entwicklung zusammen mit der Forderung nach einer menschenwürdigen Entwicklung zu sehen ist, also auch hier: eine Linie der Entwicklung. Auch hier gilt es noch viele offene Fragen zu klären, wie das Martha Nussbaum (2010) ausgeführt hat, vor allem auch in Hinblick auf die Beziehung zwischen der Konstatierung dieses Gerechtigkeitsprinzips und seiner politischen Durchsetzung und Realisierung.

Literatur

- Bauer, J. (2008): Das kooperative Gen. Abschied vom Darwinismus. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Blum, D. (2010): Die Entdeckung der Mutterliebe: Die legendären Affenexperimente des Harry Harlow. Weinheim: Beltz.
- Bowlby, J. (1975): Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. München: Kindler
- Bowlby, J. (1976). Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind. München: Kindler.
- Bretherton, I. (2002): Konstrukt des inneren Arbeitsmodells. In K.H. Brisck; K.E. Grossmann; K. Grossmann & L. Köhler (Hrsg.), Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention und klinische Praxis, S. 1346. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brügelmann, H. (1984): Die Schrift entdecken. Konstanz: Faude.
- Demuth, C. (2008): Talking to infants: How culture is instantiated in early mother-infant interactions. The case of Cameronian farming Nso and North German middle-class families. Dissertation. Universität Osnabrück.
- Eliot, L. (1999): What's going on in there? How the brain and mind develop in the first five years of life. New York: Bantam Books.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E.L., & Target, M. (2006): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gottlieb, G., Wahlsten, D. & Lickliter, R. (1998): The significance of biology for human development: A developmental psychobiological systems view. In W. Damon, D. Kuhn & R.D. Siegler (Eds.), Handbook of Child Psychology, 5th ed., Vol. 1. Theoretical models of human development, pp. S. 233-273. New York: Wiley.
- Greenspan, S.I. & Shanker, S.G. (2007): Der erste Gedanke. Frühkindliche Kommunikation und die Evolution menschlichen Denkens. Weinheim: Beltz.
- Harlow, H. (1958): The nature of love. *American Psychologist*, 13, 573-685.
- Harlow, H. (1961): The development of affectional patterns in infant monkeys. London: Methuen.
- Hildebrand-Nilshon, M. & Seeger, F. (2006): Sign and triangulation: From Vygotskij to Peirce and back. Paper presented to the First International Symposium of Cultural-Historical Anthropology and Cultural-Historical Psychology, December 1-2, Freie Universität Berlin.
- Holodyski, M. (2006): Emotionen – Entwicklung und Regulation. Heidelberg: Springer.
- Jantzen, W. (2001): Über die soziale Konstruktion von Verhaltensstörungen – das Beispiel ADS. *Zeitschrift für Heilpädagogik*, 52, 222-231.
- Keiler, P. (2002): Lev Vygotskij – Ein Leben für die Psychologie. Weinheim: Beltz.
- Leont'ev, A.N. (1971): Probleme der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt: Athenäum.
- Liebrand, M. (2007): Lernprobleme: ADHS? Bern: Hans Huber.
- Nussbaum, M. (2010): Die Grenzen der Gerechtigkeit. Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Berlin: Suhrkamp.
- Piaget, J. (1975): Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. Ges. Werke, Studienausgabe Band 1, Stuttgart: Klett. (Original 1936).
- Seeger, F. & Hildebrand-Nilshon, M. (2011): Two lines of development: Reconsidering and updating Vygotskij's argument. In M. Kontopodis, Wulf, Chr. & B. Fichtner (eds.), Children, development and education: Cultural, historical, anthropological perspectives, S. 41-56. Heidelberg: Springer.

- Stern, D. (1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stiegler, B. (2008): Die Logik der Sorge. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Tomasello, M. (2002): Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt: Suhrkamp.
- Tomasello, M. (2008): Origins of human communication. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Vygotskij, L.S. (1975): Zur Psychologie und Pädagogik der kindlichen Defektivität. Die Sonderschule, 20, 65-72.
- Vygotskij, L.S. (1992): Geschichte der höheren psychischen Funktionen. Münster: Lit Verlag.
- Watson, J.B. (1928): Psychological care of infant and child. New York: W.W. Norton.
- Winnicott, D.W. (1964): Further thoughts on babies as persons. In D.W. Winnicott, The child, the family, and the outside world, pp. 85-92. Harmondsworth, England: Penguin Books. (Original 1947.)
- Winnicott, D.W. (1965): The theory of the parent-infant relationship. In The maturational processes and the facilitating environment. Madison, CT: International Universities Press.

Sachregister

Aufmerksamkeit,
 Entwicklung von,
 gemeinsame Fokussierung von
 Rolle der Emotion
 Stufen der Entwicklung gemein-
 samer Aufmerksamkeitsausrich-
 tung
 Kontrolle, Fremd-, Selbst-
 Entwicklung, zwei Linien
 Prädisposition, genetische
 Lernen, soziales
 Gehirn und Geist
 Umwelteinfluss und Gen
 Natur und Kultur, Komplementarität
 von
 Greifreflex
 Sensibilität, Evolution der
 Semiotische Systeme
 Vernetzung
 Emotionsregulation mit Hilfe von
 Affektspiegelung
 emotionalen Abwehrmechanis-
 men
 Grundmotive als genetische Grund-
 ausstattung
 Psychoanalyse und gemeinsame
 Emotionalität
 Kultureller Kontext der frühen Ent-
 wicklungsprozesse
 theoretische Defizite
 Formen der Pathologisierung der
 Aufmerksamkeitssteuerung

Rolle der Medien bei der Auf-
 merksamkeitssteuerung

Personenregister

Bauer

Blum

Bowlby

Bretherton

Brügelmann

Demuth

Eliot

Fonagy

Freud

Gottlieb

Greenspan

Harlow

Hildebrand-Nilshon

Holodynski

Jantzen

Keiler

Klein

Leont'ev

Lickliter

Liebrand

Nussbaum

Peirce

Piaget

Seeger

Shanker

Stern

Stiegler

Tomasello

Vygotskij

Wahlsten

Watson

Winnicott